

# Bergspiegelein [Lienert, Meinrad]

Autor(en): **Fierz, Anna**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **8 (1911)**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kopfgruppen in diesem trefflichen und einzigartigen Verfahren ist die Publikation ein Meisterwerk schweizerischer graphischer Kunst. Der Druck wurde nach guter französischer Tradition von der A.-G. Atar in Genf besorgt; die Basler Anstalt Ditisheim lieferte eine stattliche Anzahl ausgezeichneter Lichtdrucke. So dass man also das Werk an keiner Stelle öffnen kann, ohne an Text und Illustration seine helle Freude zu haben.

ZÜRICH

DR ALBERT BAUR



## MEINRAD LIENERT: „BERGSPIEGLEIN“<sup>1)</sup>.

Meinrad Lienert besitzt alle Eigenschaften, die den vorzüglichen Darsteller des Kindes ausmachen: Gemühtiefe und psychologische Feinheit, Liebenswürdigkeit und Humor, Einfälle zum Vergeuden, Traumseligkeit, blühende Kolorite, die Gabe der leicht hingeworfenen und doch ausdrucksvollen Skizze, den Poetenblick für das Kleinleben in der Natur, das dem Kinde gefällt und auffällt.

Noch andere Umstände bewirken den ausbündigen Reiz der Geschichten, die er vor kurzem unter dem Titel „Bergspieglein“ gesammelt und herausgegeben hat. Sie haben einen Schauplatz, der poetische und originelle Kindergeschichten zu tragen wie geschaffen ist, führen in eine Landschaft mit wenigen, aber bedeutenden, ungebrochenen Linien, mit wenigen, klaren, scharfunterschiedenen, großflächigen Farben. Kloster, Klosterwald und Berg — fasslich, eindrucksam: ein Zeichner für ein landschaftliches Kinderlehrbuch müsste sie erfinden. Dazu kommt ein bunter Markt und ein Viertelzahnbrunnen.

Eine Unterscheidung: Nicht ein Ziel schwärmerischer Sehnsucht, wie dem kleinen Rosegger sein Mariazell, ist dem kleinen Lienert seine heimatische Gnadenkirche. Er sieht sie täglich und betritt sie frisch und keck. Eher poetisch reagiert er auf den Glanz der Hochämter und die so eigentümlich nahe Nachbarschaft von Taghelle und geweihter Dämmerung, von Wirklichkeit und Mysterium.

Einstweilen freilich ist dem unbändigen kleinen Flachsschopf und Schulfeind Meiredli, dem Helden dieser Erzählungen, seine künftige Dichterwürde noch unbewusst. Er beweist sie nur durch Fragelust, Phantasie, Tatendrang und Märchenglauben. Und sein Beispiel ist nicht ohne Macht über die von ihrem heimischen Bergwind ohnehin geweckten Kameraden. So sind die originellsten Motive gesichert, und den poetisch-fruchtbaren Schauplätzen ist die völlige Ausbeutung garantiert:

---

<sup>1)</sup> „Das Bergspieglein“. Neue Kindergeschichten von M. Lienert. Huber & Co., Frauenfeld 1910.

Wildumblühte Waldbezirke tun sich auf; verführerische Landstraßen beginnen den Lauf ins gespenstische Moorland; Forellenbäche umkreisen Schulhäuser in weiten Bogen; Kreuzgänge nehmen kleine Flüchtlinge in ihr schirmendes Gruseln auf; die Bergziege lacht das nach Märchenvogelnestern klimmende und purzelnde kindliche Träumervolk aus.

Die Charakterzeichnung gewinnt die gedeihlichsten Gelegenheiten und besonders auch Anlässe zu kontrastieren. Denn im Grunde, und ohne es allerdings zu wissen, stehen sich in der widerspenstigen oder gehorsamen Gefolgschaft Meiredlis doch Idealisten und Materialisten gegenüber, welches Verhältnis bekanntlich schon Kinderart scharf ins Licht rückt. Und das um so unfehlbarer, wo ein Kenner und Künstler wie Lienert Worte, Gebärden und Sprünge wählt und zeichnet! Und um so erquicklicher, als die Anzeichen künftigen Menschenwertes oder -Unwertes seine strahlend scherzhafte Laune nicht eigentlich alterieren. Der Dichter, der uns nur laben will, lässt dies nämlich nicht zu. Er verbeißt auch angesichts des kleinen Burschen, der ihm, mit Mörike zu reden, „hervorgesprungen aus den Waldgebüsch“ seiner Heimat, immer neu begegnet, die Rührung. Er behandelt den wehmütigen kleinen Nichtsnutz mit aller Realistik, betont die Wandlungsfähigkeit seiner Grundsätze mit Behagen.

Das alles vermag natürlich den Untergrund nachdenklichen und wehmütigen Ernstes in diesen Kindergeschichten nicht zu verbergen. Denn Meinrad Lienert liebt seine kleinen Helden und er arbeitet sie, ob lachend oder nicht, so von Grund aus heraus, dass ihr Kinderleid zum Himmel schreit. Nicht selten auch buchstäblich! „Tränen, bitterer als Ysop“, rannen dem von der schönen Helena verratenen Meiredli in den Mund.

Die Lienertschen Kinder, im allgemeinen, fühlen stark und heftig, und nicht selten ist es die Armut, die ihrem Mut und ihrer Standhaftigkeit die so treu bestandenen schweren Proben auferlegt, wie sie andererseits sie ihre Schelmenstreiche lehrt. (Vergleiche „Schuhmachers Märteli“.)

Völlig verschattet sich Lienert angesichts verwaister und schlimm behandelter Kinder; die Sonnenblicke, die auf Stunden glücklichen Vergessens in ihrem Leben fallen, sind wehmütige Poesie. Überhaupt gelten einige der schönsten Worte Lienerts hier wie überall diesen Kindern und ihrem misshandelten Jugendglück. „Und seine (Marielis) Augen waren wie ein Waldkapellchen, in denen wahnwitzige Bilderstürmer alles kurz und klein geschlagen hatten.“

Die Konstellation für ein Lienertsches Kinderbuch ist die glücklichste: die dichterischen Mittel sind vollkommen; die Zauber der Erinnerung walten; die dargestellten Kinder besitzen das sprühende Temperament, das sich mit Lienert, der einst zu ihnen gehörte, dichterisch ausgewachsen hat, so dass ihr geeignetster Darsteller an sie herangeht. Schließlich handelt es sich hier um eine sehr rein erhaltene, von einer primitiven Umwelt geschonte und gestärkte Kindlichkeit. Es bildet einen der süßen pädagogischen Kerne des Buches, wie die Großmutter mit ihrem Enkel Meiredli verkehrt, wie sorgfältig sie auf seine Gedankengänge eingeht und seine Traumwelt respektiert. Auch die Schulmeister sind nicht böse. Es ist ja etwas vielsagend, dass das märchenglückhaltige Amselei, das Meiredli mit Aufbietung aller seiner Kräfte durch die steilen Bergwälder herabgetragen hat, in des Schulmeisters Stube zu Falle kommt und von einem Höhlenbärenschild übertrumpft wird. Immerhin scheint die kleine Malice nicht dem anwesenden

Lehrer zu gelten. Er bezeugt seinen Anteil. „Ja, ja, ihr Bürschlein,“ sagt er, „das ist jetzt eine schlimme Geschichte; jetzt kann des Meiredlis Großmutter die Amselsprache nicht lernen.“ So schließt das Geschichtchen „Die weiße Amsel“. Es handelte sich darin um das Ei eines solchen Vogels, nach dessen Genuss, so will es ein Volksglaube, der Mensch die Amselsprache versteht. Meiredli, von den Kameraden begleitet, hatte es auf einer hohen Berglandtanne erbeutet und seiner Großmutter zugedacht, in der Absicht, ihre ihm so angenehme Erzählergabe ins Ungemesse zu steigern.

Andere Motive: Meiredli will ein Heiliger werden und baut sich eine Klause von Schnee, in welcher er dann eines Tages das von seiner Stiefmutter verfolgte Nachbarskind Marieli verbirgt. Er gedenkt es dort mit der nötigen Nahrung zu versehen. Dies erschwert ihm aber die Angst, sich auffällig zu machen, später die einbrechende Nacht und das Missgeschick, von den sein verändertes und verzweifertes Gebaren für Krankheit nehmenden Eltern ins Bett gesteckt zu werden. Erst nach Stunden wird das kleine Mädchen von den Angehörigen Meiredlis entdeckt und geborgen. Am Morgen ist die Schneekapelle im milden Tauwind geschmolzen. Der Schutzpatron von Einsiedeln geht des Nachfolgers verlustig, der sich von seinen beiden Gelübden entbunden, jauchzend den Schultornister umschnallt. („Die Schneekapelle.“)

Meiredli vernimmt, dass die Seelen der am Charfreitag schweigenden Glocken nach Rom verreist seien. Eine abenteuerliche Flucht verschlägt ihn in den Glockenturm, wo er nicht umhin kann, den Sachverhalt zu prüfen. Die Wirkung ist, dass seine Mitbürger durch ein kurzes Glockengeläute, das nicht von des Mesners Hand herrührt, erschreckt werden. Meiredli betrübt an jenem Tage seine Großmutter durch etwas freigeistige Ansichten. („Die Glocken.“)

Achzig Augenpaare hängen an einer Straßenecke, um die der zur gewohnten Stunde nicht erschienene Lehrer biegen soll. Diese Straßenecke entfaltet eine unheimliche Fähigkeit, die sich zwischen Furcht und Hoffnung phantastisch erhitzenden Schüler zu necken und lässt manchen verdächtigen Schatten und Tritt vorbeipassieren, bevor die Kunde, dass der Lehrer krank sei, den bereits beneideten und etwas angefeindeten Optimisten Recht gibt. („Die Ecke.“)

Ein kleines Mädchen verteidigt auf dem weiten Wege vom Zürichsee bis in sein Dörflein Eutal einen Apfel, den es seiner kranken Großmutter heimbringen will, gegen die kläglich hartnäckigen Angriffe eines kleinen Jungen und das Gelüsten seiner eigenen wachsenden Erschöpfung. („Das standhafte Marannli.“)

Eine Äplersage umwebt einen kleinen Bergsee. Dieser Sage inne geworden, macht ein Kinderpärchen sich in der Sommernacht auf, um eine arme Seele zu erlösen, ein Schwegelpfeifchen und ein Milchnäpfchen zu versilbern. Bei der Zauberflut angelangt, vermögen sie wohl einer armen Seele beizustehen, doch sie gehört einem sterbenden Landfahrer, dem das mit dem klaren Bergwasser gefüllte Näpfchen und das Pfeifchen, wenn sie sich auch in Wirklichkeit nicht versilbern, den letzten Trunk und Trost bringen. („Das Bergspieglein.“)

Die Erzählung „Das Bergspieglein“ besitzt den ganzen Lienertschen Bergzauber. Und, was das eigentümlich Schöne ist, er scheint hier, und

zwar nächtlicherweile, lediglich für die zwei durch silberne Täler und dunkle Flussschatten wandernden Kinder zu walten und sie eigentlich in seinen Bestand aufzunehmen, wobei er und sie bei aller wilden Schönheit einheimisch lustig bleiben. „Jede Krüppelföhre schien über die Alp nachzuwandeln, und alle Sickerwässerchen pochten im Gestein wie goldgrabende Erdmännchen.“

Der ehemalige Knabe, nun ein greiser Spielmann, erzählt, mit einem abermals märchenhungrigen kleinen Mädchen zum Bergsee wandernd, diesem sein Jugenderlebnis. Wie und warum es geschieht, sättigt das kleine Meisterstück des Buches mit Lienertscher Schwankpoesie.

ZÜRICH

ANNA FIERZ



## DIE SCHWEIZER SPIELHÖLLEN

„Kein vernünftiger Mensch wird unsere schweizerischen Spielsäle etwa mit Monte Carlo auf eine Stufe stellen wollen.“

So steht in der Basler Nationalzeitung (26. März 1911 — die Redaktion behält sich die Stellungnahme in dieser Frage vor) in einer Einsendung zu lesen, die den Glücksspielbetrieb in unsern Kursälen verteidigt und die unentschlossene Haltung des Bundesrates entschuldigt.

Gewiss, der Mann hat Recht, niemand, der die Verhältnisse kennt, wird unsere Kursäle mit Monte Carlo auf eine Stufe stellen wollen.

Wenn in Monte Carlo eine der sechsunddreißig Nummern herauskommt, erhält der Spieler den fünfunddreißigfachen Betrag seines Einsatzes als Gewinn. Und das ist recht und billig. Wenn in Luzern eine der acht Nummern herauskommt, erhält er aber nicht den siebenfachen, sondern nur den fünffachen Betrag. Bei einem Einsatz von fünf Franken — dem höchsten, der in Luzern gestattet ist — müsste er auf einem der dortigen Spieltische aber nach der Praxis von Monte Carlo fünfunddreißig Franken gewinnen; er gewinnt aber nur fünfundzwanzig; den Rest behält die Bank. In Monte Carlo verfallen ferner auf die gefürchtete Gewinnziffer der Bank, die Zéro, nur die Hälfte der auf den Simple-Chancen — gleich und ungleich und den Farben — stehenden Einsätze. In Luzern und den andern schweizerischen Spielbanken zieht in diesem Falle die gierige Hand des Croupiers alles, was auf dem Tische liegt, an sich.

Die Gewinnerwartung der Banken ist aus diesen beiden Gründen in unsern Kursälen unendlich viel höher als in Monte Carlo, wo nur des gewaltigen Umsatzes und der größern Einsätze, nicht aber unfairer Chancen wegen Riesengeschäfte gemacht werden. Auf unsern scheinbar harmlosen Spielbänkelein sind dagegen die Aussichten des Spielers äußerst gering. Denn es heißt hier, mit kleinen Einsätzen große Geschäfte machen. Und daher darf man sie wirklich nicht mit Monte Carlo auf eine Stufe stellen wollen; sie machen sich in viel höherem Maße einer Übervorteilung des Publikums schuldig.

Was ist die Folge davon? Leute, die schon in Monte Carlo waren, also gerade die leidenschaftlichen Spieler und die reicheren Fremden, die Verluste ertragen könnten, werden sich hüten, in Luzern und anderswo